

## Ökumene in der Diakonie – 150 Jahre Anlauf!

Der Dienst der Christen, der Gemeinden und der Kirche im Namen Jesu Christi konnte noch nie an konfessionellen Grenzen scheitern. Oder vielleicht doch? Etwa weil durch kirchenpolitische Abgrenzung der gemeinsame Weg zu denen versperrt war, die Hilfe brauchten? Die Geschichte zwischen Gemeinschaft im Dienst und ausgrenzender Distanzierung kann in ökumenischer Zeit offen angesprochen werden. Als Beispiel wähle ich vorwiegend Erfahrungen aus den methodistischen Kirchen.

Nach methodistischem Verständnis gibt es nur einen 'diakonischen Glauben'. Es kann nicht um eine Addition 'Glaube *und* Liebe' gehen, sondern um jenen '*Glauben, der in der Liebe tätig ist*'. Wie gestaltete sich dieser Ansatz konkret?

Johann Hinrich Wichern und Theodor Fliedner, um nur zwei herausragende Persönlichkeiten zu nennen, wurden durch ihre ökumenischen England-Erfahrungen mehrfach angeregt. Fliedner schrieb über seine Begegnungen mit den Methodisten und veröffentlichte eine Biographie ihres Gründers John Wesley<sup>1</sup>. Über die vielfältigen Einflüsse aus der englischen Erweckungsbewegung auf Johann Hinrich Wichern wäre eine spezielle Studie erhellend.

### 1. 'Methodisten' als Kaiserwerther Diakonissen

Fliedner hatte keine ökumenischen Berührungängste. Nach einer Württembergischen 'Werbereise' des Kaiserswerther Pfarrers schrieb ihm Wilhelm Hoffmann, der später in Basel und Berlin wirkte, in einem Brief aus Winnenden, er habe nach eigener erfolgloser Diakonissen-Suche mit dem methodistischen Missionar Müller<sup>2</sup> gesprochen, der ihm bald danach mitgeteilt habe, es seien aus seiner wesleyanisch-methodistischen Gemeinschaft zehn junge Frauen willig, zur Krankenpflege nach Kaiserswerth zu kommen<sup>3</sup>. Vorsorglich fügte Hoffmann der Mitteilung hinzu: „Der Methodismus darf Sie, glaube ich, nicht erschrecken. Denn derselbe ist, was die Formen betrifft, sehr temperiert und ihre religiöse Denkart im ganzen eine biblische [...]“<sup>4</sup>. Am 22. März 1839 kamen vier junge Methodistinnen in Kaiserswerth an: Katharine Beutel, Agnes Mayer, Elisabeth Schäfer

1 Theodor Fliedner, Johann Wesley, Gründer der Methodisten-Kirche, in: Buch der Märtyrer und anderer Glaubenszeugen der evang. Kirche, Bd. IV, 1859/60, S. 1055-1078; – vgl. auch: Collektenreise nach Holland und England, 2 Bde, 1831; aus Platzgründen muß auf weitere Hinweise verzichtet werden.

2 Christoph Gottlob Müller, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL), Bd. VI, 1993, S. 234-237.

3 A. Sticker, Friederike Fliedner und die Anfänge der Frauendiakonie, 2. Aufl. 1963, S. 202.

4 Ebd.

und Marie Schäfer, die die bedeutendste von ihnen wurde<sup>5</sup>. Als am 3. Oktober 1839 in Kaiserswerth die erste Aufnahme ins Diakonissenamt der Neuzeit erfolgte, waren unter den drei Schwestern zwei aus der methodistischen Gemeinschaft in Winnenden. Diakonische Hinwendung kennt keine Grenzen. Anders ist das schon in der kirchengeschichtlichen Betrachtung. Da war es besser, die Erinnerung an die lange Zeit wenig geschätzten Methodisten, die 100 Jahre hindurch als bedrohliche Sektierer abgestempelt wurden, zu verdrängen. Die Diakonie-Geschichte hat diesen ökumenischen Anfang bis heute kaum wahrgenommen<sup>6</sup>.

## 2. Kirchentage und Kongresse der Inneren Mission<sup>7</sup>

Als man 1848 in Wittenberg zum ersten Kirchentag zusammenkam und dort auch Wicherns programmatische Rede hörte, war man in einer Aufbruchstimmung, die nicht an Konfessionsgrenzen Halt machte. Voran die Unierten, dann Reformierte und aufgeschlossene Lutheraner, die Herrnhuter hatten sogar einen 'Delegierten' entsandt. In der Debatte um den angestrebten Kirchenbund wurde nach der Stellung der konfessionellen Lutheraner gefragt, die sich 'separiert' hatten; es wurde die Frage nach den Mennoniten gestellt, und sogar angeregt, sich mit der Einheitsbewegung der von England herüberwirkenden 'Evangelischen Allianz' zu verbünden. Wo sonst gab es eine solche 'ökumenische' Offenheit? Methodisten gab es nur wenige in Deutschland, aber in ihren Zeitschriften berichteten sie von nun an über die Kirchentage. Die revolutionären politischen Veränderungen hatten den Kirchentag ausgelöst; sie waren es auch, die den methodistischen Kirchen aus Amerika die Tür nach Deutschland öffneten. Nachdem deren Mission 1850 von Bremen<sup>8</sup> und von Stuttgart<sup>9</sup> aus begann, suchte man die Zusammenarbeit mit der Erweckungsbewegung. Die Kirchentage waren dafür ein ausgezeichnetes Forum. Deutsche Methodisten in der Heimat und in Amerika wurden z.B. umfassend und kritisch über den Stuttgarter Kirchentag und Kongreß der Inneren Mission unterrichtet<sup>10</sup>. Ein Gesichtspunkt für die Einberufung von Kirchentag und Kongreß 1851 gerade nach Wuppertal war die Evangelische Allianz. Die Londoner Vertreter auf dem Weg nach

5 Marie Schäfer, in: BBKL, Bd. VIII, 1994, S. 1531-1533.

6 K.H. Voigt, Ein methodistischer Beitrag am Anfang der Mutterhaus-Diakonie in Deutschland, Ökumene in vorökumenischer Zeit, 1978, S. 38-50, zusammen mit: ders., Die Wesleyanische Methodisten-Gemeinschaft in Deutschland.

7 Eine kleine Studie zu diesen Beziehungen ist in Arbeit.

8 K.H. Voigt, Die Methodistenkirche in Deutschland, in: K. Steckel u. C.E. Sommer, Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche, 1982, S. 85 ff.

9 P. Wüthrich, Die Evangelische Gemeinschaft im deutschsprachigen Europa, in: Steckel u. Sommer, S. 149 ff.

10 O.V., Der große Kirchentag und Congreß für innere Mission, in: Der Christliche Apologete (CA), Cincinnati/USA, 1850, S. 175, 179, 183, 187, 191 – vermutlich wurde dieser umfangreiche Bericht von Philipp Paulus, dem Leiter der Ausbildungsstätte 'Salon' und Herausgeber des Allianzblattes 'Friedensglocke' in Ludwigburg verfaßt. Zu Stuttgart vgl. auch: CA 1850, S. 167.

Stuttgart, darunter Freikirchler, waren 1850 zwar bis nach Hamburg gekommen, aber der Weg nach Stuttgart war zu weit. Im nächsten Jahr wollte man sich in Wuppertal treffen. Allerdings bewertete der methodistische Superintendent Dr. L.S. Jacoby<sup>11</sup> die Möglichkeiten der Zusammenarbeit skeptisch. 1851 wurde durch die Anwesenheit von englischen Allianzvertretern, darunter der Baptist Edward Steane und ein Vertreter der englischen Brüdergemeinde, der Kirchentag mit der Frage nach der Religionsfreiheit in Deutschland konfrontiert. Der konservative Kirchentags-Vorsitzende Bethmann-Hollweg schmetterte den Antrag Steanes, eine Versammlung zur Durchsetzung religiöser Freiheit auf dem Kontinent einzuberufen, schnell ab. Der methodistische Superintendent Jacoby nahm an den Wuppertaler Versammlungen teil. Er berichtete darüber nach Amerika, jedoch ohne auf die entstandenen Konflikte einzugehen. Neben der Ablehnung des Antrags von Steane hatte es am Rande des Kirchentags auch eine freikirchlich orientierte „außergewöhnliche Versammlung des evang. Brüdervereins“ gegeben, die auch die Ablehnung des Kirchentags zur Vereinstätigkeit außerhalb der Landeskirchen diskutiert hat<sup>12</sup>. An Kirchentag und Kongreß 1852 in Bremen waren die Methodisten besonders interessiert, weil es um das Thema Auswanderung ging. Schließlich waren sie selber eine Rückwirkung dieser Auswanderung<sup>13</sup>. Insgesamt nahmen sechs methodistische Prediger teil. Gerade die aus Sachsen angereisten Brüder Ehrhardt und Friedrich Wunderlich spürten eine ungeheure Spannung, weil für sie Geld- und Gefängnisstrafen wie Landesverweise zur alltäglichen Erfahrung gehörten, während sie im liberalen Bremen die Methodisten ohne Behinderungen wirken sahen<sup>14</sup>. In den Bremer Referaten wurde sogar die Arbeit der Methodisten unter den Auswanderern gewürdigt. Und als der methodistische Traktate-Herausgeber Jacoby zu der Versammlung der Traktatvereine nicht zugelassen werden sollte, intervenierte ein ökumenischer Freund, vermutlich der Bremer Pastor Georg Gottfried Treviranus<sup>15</sup>. Deutete sich darin schon eine Entwicklung an, die im Gegensatz zur früheren interkonfessionellen Offenheit stand? Am nächsten Kirchentag, der 1853 in Berlin statt-

---

11 BBKL, Bd. II, 1990, S. 1418-142.

12 O.V., Bericht über die außergeöhnliche Versammlung des evang. Brüdervereins, in: Der Säemann, Eine Wochenschrift für Mission in der Heimath und häusliche Erbauung, hg. v. Carl Wilhelm Bouterwek, ab 1851, S. 229 ff (in mehreren Fortsetzungen).

13 K.H. Voigt, Die Bedeutung der Auswanderung für die methodistischen Kirchen in Deutschland, in: Freikirchen Forschung 1995, hg. v. Verein zur Förderung der Erforschung freikirchlicher Geschichte und Theologie an der Universität Münster e.V., 1996, S. 22-46; auch in: MITTEILUNGEN der Studiengemeinschaft für Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche, 1995, Heft 2, S. 3-29; ders., Auswanderer-Fürsorge der methodistischen Kirche in der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Hospitium Ecclesiae, Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte, Bd. 10 (1976), S. 147-157. Vgl. den Aufsatz: „... mithelfen beim Aufbau des Reiches Gottes“, siehe oben S. 137-144

14 K.H. Voigt, Die Evangelisch-methodistische Kirche in Bremen, in: Andreas Röpcke, Bremische Kirchengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, 1994, S. 407-436.

15 G.G. Treviranus in: BBKL XII (1997), S. 474-479.

fand, hörte man schon andere Töne. Oberkonsistorialrat Dr. von Sneathlage hielt ein Referat über 'Das Verhalten der Kirche in Bezug auf Separatismus und Sektererei, namentlich Baptismus und Methodismus'<sup>16</sup>. Die wachsende Arbeit der Baptisten und Methodisten blieb nicht ohne Auswirkung. Vielleicht hatte auch die früher vom Kirchentag abgelehnte Versammlung zur Durchsetzung der Religionsfreiheit, die inzwischen unabhängig vom Kirchentag als 'Homburger Versammlung' stattgefunden hatte, die konservativen Gemüter erregt. Nachdem dem Berliner Baptisten Gottfried W. Lehmann in der Debatte das Wort verwehrt worden war, publizierte er ein „Offenes Sendschreiben an den deutschen evangelischen Kirchentag“ mit einem ergänzenden Brief des baptistischen amerikanischen Botschafters in Preußen, Daniel D. Barnards an Seine Majestät<sup>17</sup>. Am Kongreß für Innere Mission berichtete Pastor Georg G. Treviranus positiv über Baptisten, Brüdergemeine und Methodisten in Bremen. Von den Methodisten erhofft sich der Bremer Pastor, der nicht nur über die Methodisten gelesen hatte, sondern sie aus der Nähe kannte, daß sie mit der Zeit eine Stellung einnehmen werden, wie die Brüdergemeine<sup>18</sup>. Im folgenden Jahr wurde an den Frankfurter Tagungen diese Tendenz weitergeführt. Das von dem transatlantischen Brückenbauer Philipp Schaff (Mercersbury/USA) gehaltene Referat über die Beziehungen der evangelischen Kirchen in der Heimat und in Amerika, interessierte natürlich die Methodisten besonders. Zeitweise hat Superintendent Jacoby aus Bremen am Kirchentag in der Main-Metropole teilgenommen, daneben waren der Frankfurter methodistische Prediger Ludwig Nippert<sup>19</sup>, und die beiden aus Württemberg angereisten Prediger Johann C. Link<sup>20</sup> und Johannes Nikolai<sup>21</sup> von der Evangelischen Gemeinschaft, die heute Teil der Evangelisch-methodistischen Kirche ist, anwesend. Bei der erneuten Taufdiskussion war den Baptisten wieder verwehrt, sich an der Debatte zu beteiligen. Auch die englische Allianz meldete erneut ihre Bedenken gegen religiöse Verfolgungen in Deutschland an. Die anwesenden Baptistenprediger Julius Köbner und G.W. Lehmann haben noch in Frankfurt zu „einer Disputation mit Andersdenkenden“ eingeladen<sup>22</sup>.

16 H. Rentorff (Hg.), Die Verhandlungen des sechsten deutschen evangelischen Kirchentages zu Berlin im September 1853, 1853, S. 58-78.

17 G.W. Lehmann, Offenes Sendschreiben an den deutschen evangelischen Kirchentag ..., Hamburg 1854, Faksimile-Nachdruck mit einer Einführung von Edwin Brandt, 1987.

18 Tatsächlich sind beide als einzige nicht-landeskirchlich organisierte Kirchen heute Mitglied in der Leuenberger Konkordie und stehen damit in voller Kirchengemeinschaft mit den Gliedkirchen der EKD.

19 BBKL, Bd. VI, 1993, S. 948-950.

20 BBKL, Bd. VI, 1993, S. 92-94.

21 BBKL, Bd. VI, 1993, S. 843 f.

22 Im baptistischen 'Missionsblatt' (seit 1844), wurde im Nachgang ein „Schreiben eines lutherischen Presbyters, an den Referenten der Kindertaufe auf dem Kirchentage zu Frankfurt a.M., Seiner Hochwürden dem Herrn Dr. Steinmeyer, Professor der Theologie zu Bonn“ vom 12. Januar 1855 veröffentlicht. Vgl.: Missionblatt, Mai 1855, S. 5-9.

Als sich Kirchentag und Kongreß 1857 erneut in Stuttgart trafen, waren wieder methodistische Teilnehmer dabei, allen voran Wilhelm Nast<sup>23</sup>, der aus Württemberg stammende 'Kopf' der deutschen Methodisten in Amerika. Neben ihm war der damals führende Vertreter der Evangelischen Gemeinschaft Johann C. Link wieder mit dabei. Ein kurzer Überblick über diese „erste Epoche der Inneren Mission“<sup>24</sup> genügt, um den Versuch insbesondere der methodistischen Kirchen erkennbar zu machen, an der geistlichen Erneuerung der Kirche in Deutschland durch Evangelisation und Diakonie mitzuwirken. Ihre Erfahrungen wurden zunehmend negativer. Was der amerikanische Jesuit William O. Shanahan festhält, ist in der Tendenz richtig, auch wenn seine sprachlichen Formulierungen nicht zu akzeptieren sind: „Der Einfluß der englischen Sekten auf die praktische christliche Sozialarbeit hörte in dem Augenblick auf, als diese Sekten in Deutschland mit der Proselytenmacherei begannen. Die Baptisten fingen 1823 in Hamburg an, die Methodisten 1831 in Württemberg [...]“<sup>25</sup>. Die Kluft zwischen den Landeskirchen und den Freikirchen wurde im 19. Jahrhundert immer tiefer, obwohl die diakonische Herausforderung individueller wie gesellschaftlicher Art in der Heimat und in der Fremde unvorstellbar groß war<sup>26</sup>.

### 3. Nachkriegshilfe nach dem Ersten Weltkrieg

Schon bald nach dem Ende des Krieges suchte der amerikanische Zweig der methodistischen Kirche den Kontakt zu ihren Gemeinden in Deutschland. Diese waren während des Krieges, der von Deutschland aus mit England und später auch mit Amerika geführt wurde, als „angelsächsisches Gewächs“ unter starken gesellschaftlichen Druck geraten. Selbst in der Allianz distanzierte man sich von den 'englischen' Freikirchen<sup>27</sup>. Während die amerikanischen Lutheraner Deutschland zunächst umreisten, traf im Spätherbst 1919 eine Delegation amerikanischer Methodisten direkt in Berlin ein, um die Vorbereitungen für die dringend notwendige Hilfe zu treffen, die in ökumenischer Weite erfolgen sollte. Für die methodistische 'Sekte' gab es als Ansprechpartner neben der demokratischen Regierung, die den Methodisten sympathischer war als den vormaligen Staatskirchen, nur den 'Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen'. Diese ökumenische Gemeinschaft, die 1914 unter Beteiligung des für Deutschland zuständigen

23 BBKL, Bd. VI, 1993, S. 464-468.

24 Joachim Rogge u. Gerhard Ruhbach (Hg.), Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union, Bd. 2, 1994, S. 276.

25 William O. Shanahan, Der deutsche Protestantismus vor der sozialen Frage, 1815-1871, deutsch 1962, S. 79; Die Sprache Shanahans entspricht genau der diskriminierenden und verfälschenden Tendenz des 19. Jahrhunderts.

26 Überraschend ist, daß in der Betheler Dissertation von Werner Kraft, Die Kirchentage 1848-1872 (erschienen 1994) deren 'ökumenische' Bedeutung keine Beachtung gefunden hat, ja daß in dem Inhaltsverzeichnis die Auseinandersetzung durch das Sneathlage-Referat in Berlin noch mit dem Stichwort 'Sekten' ausgewiesen ist.

27 K.H. Voigt, Die Evangelische Allianz als ökumenische Bewegung, 1990, S. 102 f.

Bischofs John Louis Nuelsen<sup>28</sup> in Konstanz gegründet worden war, die aber in den Landeskirchen wegen ihrer mutigen Friedensbemühungen nicht in hohem Ansehen stand, bot die Plattform. Wieder war es schwer, Diakonie in ökumenischer Gemeinschaft mit den großen Landeskirchen zu praktizieren. Die methodistische Kirche bot Speisungen an, führte Erholungskuren für Kinder durch, stellte an der Berliner Universität Mahlzeiten bereit und verschickte viele Kinder in die Schweiz, ökumenisch offen und weitgehend unabhängig von der konfessionellen Zugehörigkeit. Damals wurden neben der 'Kinderhilfe der Methodisten', die sich als Verein organisierte, auch Hilfen zur Selbsthilfe geboten durch die Vermittlung von Zuchtvieh und von Baumwollrohstoffen.

#### 4. Nach dem Zweiten Weltkrieg

Die methodistischen Kirchen haben in ihrem Selbstverständnis zwei markante Positionen, die jetzt zum Tragen kamen: sie sind seit ihrer Entstehung ökumenisch und sie leben in einer weltweiten Kirchenstruktur. Das bedeutete nach dem Krieg, daß es für die methodistischen Kirchen in Amerika keine Vorbehalte gab, ihre Hilfsmaßnahmen für Deutschland über den von den politischen Behörden vorgegebenen Weg über 'Church World Service', die Genfer ökumenische Zentrale und das neue Hilfswerk laufen zu lassen. Alle Kirchen sollten von den Gaben der damals etwa 10 Millionen methodistischen Christen in Amerika profitieren. Der kleine deutsche Zweig mit seinen nicht einmal 100.000 Mitgliedern wäre nicht in der Lage gewesen, die vielen Hilfsgüter sachgemäß und sorgfältig zu verteilen. Aber die ökumenische Partnerschaft in Deutschland war schwierig. Seit dem Ende des ersten Weltkrieges hatte der Deutsche Evangelische Kirchenbund (Bund = Council) dem amerikanischen Nationalen Christenrat (Federal Council!) ohne Abstimmung mit den anderen Kirchen in Deutschland die Information gegeben, er nehme als „Bund“ die deutschen ökumenischen Interessen aller protestantischen Kirchen wahr. Für die Genfer Ökumeniker war nicht nur durch die politischen Vorgaben klar, daß die Hilfswerkleistungen über das in Treysa gegründete Hilfswerk der EKD, das unter der Leitung von Eugen Gerstenmaier stand, laufen müssen und daß es zugleich für die Freikirchen 'zuständig' war. Diese ökumenische Arbeit funktionierte nicht reibungslos, denn die Landeskirchen waren es nicht gewohnt, mit den früher als 'Sekten' betrachteten Freikirchen zusammenzuarbeiten und für sie tätig zu sein. Das gab Anlaß zu Protesten durch die Freikirchen, insbesondere durch den methodistischen Semindirektor und späteren Bischof Dr. J.W. Ernst Sommer<sup>29</sup>, dessen resolute Stellungnahmen, getragen von dem Gewicht der Hilfswerkgaben aus der eigenen

28 BBKL, Bd. VI, 1993, S. 1049-1052, auch: Neue Deutsche Biographie, Bd. 19.

29 Vgl. auch: Fr. Wunderlich, Bischof Sommer und das Hilfswerk der Evangelischen Freikirchen, in: Dank und Verpflichtung, 10 Jahre Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland, hg. v. Zentralbüro des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland, o.J. (1955), S. 32-34.

amerikanischen Kirche und ausgesprochen als Vertreter der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, nicht ohne Wirkung blieben<sup>30</sup>. Es war ihm völlig unverständlich, daß die Freikirchen an den Gaben aus den eigenen Kirchen Amerikas in Europa nicht auch angemessen partizipieren sollten. Nach dem Druck von verschiedenen Freikirchen fragte Gerstenmaier in Genf nach, welche Kirchen denn überhaupt zum Ökumenischen Rat gehören. Selbst in Genf konnte man es nicht einschätzen, was es heißt, eine Weltkirche zu sein. So wie innerhalb einer regionalen deutschen Landeskirche eine Propstei, eine Superintendentur oder ein Dekanat eine begrenzte Region innerhalb der Gesamtkirche umfaßt, so umfaßt in der methodistischen Weltkirche ein Sprengel eine innerkirchliche Region, auch wenn sie auf einem anderen Kontinent liegt. Das heißt, der deutsche Sprengel ist bis heute nicht Mitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen geworden, weil er Teil der Gesamtkirche ist, die weltweit die Mitgliedschaft erworben hat<sup>31</sup>. Darum suchte man den deutschen Zweig der methodistischen Kirche unter den Nationalkirchen vergeblich. Schon 1947 mußte der engagierte Kirchenrat Christian Berg feststellen, daß die Aufnahme der Freikirchen in das landeskirchlich geplante Hilfswerk „unter größter Zurückhaltung der Leitung des Hilfswerks und auf unablässiges Drängen der Freikirchen“ erfolgte. Dahinter steckt, daß insbesondere Bischof Sommer schon am 5. September 1946<sup>32</sup> bei Verhandlungen mit Vertretern des Hilfswerk-Zentralbüros darauf bestanden hat, auch im Titel zum Ausdruck zu bringen, daß es sich – wie nun ohne Entscheidung des Rates der EKD auf den Briefköpfen zu lesen war – um ein „Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland“ handelte. Wenigstens die methodistischen Kirchen, die in Amerika als Kirche selber an dem Aufkommen erheblich beteiligt war, wollten hier in fairer Weise auch Mitträger sein. Evangelische Kirche im Plural, das war für die kirchliche Landschaft Mitteleuropas eine neue Dimension. Dieses Beispiel zeigt, wie weit man in Deutschland noch von ökumenischer Partnerschaft entfernt war. In der Diskussion um die Verfassung des gemeinsamen Hilfswerks von Landeskirchen und Freikirchen sprach man in einem Entwurf

30 Sommer gehörte von Anfang an (19.7.1946) auch dem Exekutivkomitee des Wiederaufbau-Ausschusses als Vertreter der Vereinigung Evangelischer Freikirchen an; allerdings nicht durch Entsendung der Freikirchen, sondern durch Kooptierung.

31 Hier irrte auch Th. Schober in einem Referat, Zusammenarbeit mit den Freikirchen (1981), wo er auf S. 9 bemerkt, daß noch keine der deutschen Freikirchen die formelle Zugehörigkeit zum Ökumenischen Rat gesucht hatte.

32 Der entsprechende Beschluß erfolgte in der Sitzung des Exekutivkomitees am 24.10.1946, jedoch ohne Abklärung mit dem Rat der EKD, was einige kirchenrechtliche Schwierigkeiten auslöste, weil an ein gemeinsames Leitungs- und Aufsichtsgremium außerhalb des Rates nicht zu denken war. Präsident Th. Schober hat 1981 im Rückblick auf die durch das 'Kirchengesetz zur Ordnung des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland' festgestellte: „In gewisser Weise wird die *Fiktion* noch aufrechterhalten, als arbeiteten die Freikirchen und die Landeskirchen unter dem gemeinsamen Dach eines 'Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in Deutschland' zusammen. Tatsächlich aber wird bereits der Weg zu einem bloßen Koperationsabkommen zwischen dem Hilfswerk der Evangelischen Kirche und dem Hilfswerk der Vereinigung Evangelischer Freikirchen beschritten“ (Vortrags-Manuskript S. 16).

von „Religiösen Gemeinschaften“. ‚Sekten‘ konnte man nicht mehr sagen, ‚Kirchen‘ wollte man noch nicht sagen. Schließlich stand im endgültigen Text das Stichwort „Kirchliche Gemeinschaften“. Die deutschen Landeskirchen haben bis heute immer haarscharf beobachtet, wie man sie in Rom bezeichnete. Jede feinste Veränderung wurde genau registriert. Vielleicht kann man auf diesem Hintergrund verstehen, daß die Freikirchen, die sich selbst in der theologischen Tradition der Reformation sehen, sich hier zu Unrecht ausgegrenzt fühlen mußten. Ökumenische Diakonie in Deutschland war nicht aufgrund der Einsicht in die ‚reine Lehre‘ gewachsen, auch nicht aus ökumenischen Wohlwollen, das wenigstens zu einem gegenseitigen Respekt fähig gewesen wäre, sondern durch den Druck im Geflecht der internationalen kirchlichen Beziehungen. Niemand in Deutschland kann den ökumenischen Wandel, der durch die Befreiung der national-orientierten Kirchen aus ihrer geographischen Enge und den Verlauf der weltweiten theologischen Studienarbeit möglich geworden ist, so gut bewerten, wie die Freikirchen<sup>33</sup>.

### 5. Endlich Ökumenische Diakonie

Eine echte Partnerschaft innerhalb der evangelischen Kirchen, die im größeren Rahmen in Erscheinung trat, war die von Anfang an gemeinsam geplante und bis heute durchgeführte Aktion BROT FÜR DIE WELT. Der erste Aufruf war gemeinsam von Bischof Dibelius für den Rat der EKD und vom methodistischen Bischof Dr. Friedrich Wunderlich<sup>34</sup> für die Vereinigung Evangelischer Freikirchen unterschrieben. Beide sprachen auch anlässlich der Eröffnung der ersten Aktion am 12. Dezember 1959 in der Berliner Deutschlandhalle. Die Nachkriegsjahre waren für die in ökumenischen Fragen ziemlich isolierten Landeskirchen Jahre, in denen sie entdecken mußten, daß die früher oft wie Feinde angesehen Freikirchen Brüder und Schwestern waren; zudem Brüder und Schwestern, mit deren

33 Zu dem Themenbereich ‚Hilfswerk‘ gibt es einige Studien: K.H. Voigt, Friedrich Wunderlich, ein Brückenbauer Gottes, besonders das Kapitel: „Der ‚diakonische Bischof‘“, 1982, S. 156-173; Johannes M. Wischnath, Kirche in Aktion, Das Evangelische Hilfswerk 1945-1957 ..., S. 1986 - dazu Rezension: K.H. Voigt, Ökumenische Weichenstellungen nach dem Kriege, in: MITTEILUNGEN der Studiengemeinschaft für Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche, 1987, Heft 1, S. 31-35; Andrea Strübind, Freikirchen und Ökumene, in: Kirchliche Zeitgeschichte 6, 1993, Heft 1, S. 187 ff; Ulrike Schuler, Die Evangelische Gemeinschaft, Missionarische Aufbrüche in gesellschaftlichen Umbrüchen, Diss. 1997 (bisher noch unveröffentlicht). Leider ist der Begriff ‚Freikirchen‘ in der Studie von Andrea Strübind nicht differenziert verwendet worden. Gerade bei der Frage weltweiter ökumenischer Beziehungen ist dieses aber unverzichtbar. Die internationale Kirchenstruktur der methodistischen Kirchen und die stets betonte kongregationalistische Ortsgemeindestruktur ist in dem behandelten Thema nicht ohne Belang. Ebenso wäre die generelle ökumenische Orientierung der methodistischen Kirchen und die in mancher Hinsicht eher skeptische Haltung im Kongregationalismus zu berücksichtigen gewesen. Beide Positionen führen zu jeweils unterschiedlichen Bewertungen. Damit erweist sich erneut, daß in der Verwendung des Begriffs ‚Freikirchen‘, wenn man ihn überhaupt benutzen will, wenigstens auf eine Differenzierung zwischen bischöflich-methodistisch (weltweit) und kongregationalistisch-independent (ortsgebunden) nicht verzichtet darf.

34 K.H. Voigt, Friedrich Wunderlich – Brückenbauer Gottes, 1982.

Kirchenfamilie sie fortan in der weltweiten Ökumene immer wieder zusammen-treffen würden.

Was am Ende theologisch zu reflektieren bleibt ist die Tatsache, wie wenig im Grunde in reiner Lehre gefaßte Theologie ausgerichtet hat. Nachdenklich macht auch, daß nicht einmal der gemeinsame Empfang von Geschenken und ökumenischer Hilfe die Basis für eine ökumenische Zeugnis und Dienstgemein-schaft geworden ist, die so oft beschworen wurde. Erst angesichts der Not ander-er, denen aus Dankbarkeit geholfen werden sollte, ist eine fast vorbehaltlose Diakonia in Koinonia möglich geworden.

Eine solche Skizze zeigt, wieviel wir noch zu lernen haben. Geschichte der Kirche Christi kann nicht nur aus der Perspektive derer betrachtet werden, die die personellen und finanziellen Ressourcen haben, sich darzustellen und ihre Erfah-rungen zu publizieren. Es gibt neben der 'veröffentlichten' Geschichte auch noch eine verborgene. Ökumenische Diakonie kann morgen auch heißen, dem Partner das Wort ermöglichen, seine Stimme in die Diskussion einbeziehen, seine Erfah-rungen – auch wenn sie nicht immer angenehm sind – zu respektieren und die Geschichte ohne Vorurteile aufzuarbeiten.